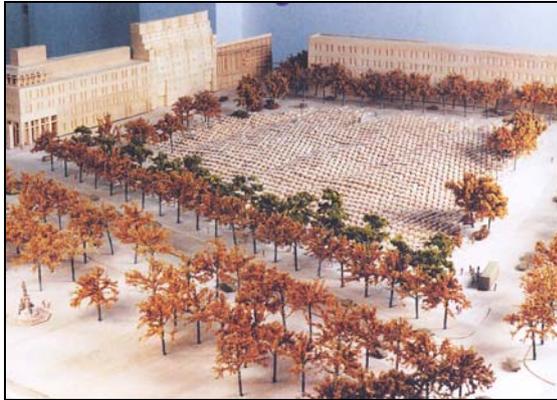


## 5 Handeln statt schweigen

### 51 „Gedenken“ als Thema



Entwurf für das Denkmal für die Opfer des Holocaust. Entwurf von Peter D. Eisenman und Richard Serra; links: Gesamtansicht; rechts: Detailaufnahme.

Der deutsche Bundestag traf 1999 die Entscheidung, ein Mahnmal für die ermordeten Juden in Berlin zu errichten. Der „Stelenwald“ sollte bis 2004 im Zentrum der deutschen Hauptstadt – zwischen Brandenburger Tor und Potsdamer Platz – errichtet werden. Es handelt sich um ein begehbare, abgesenktes Feld mit 2700 leicht schräg gestellten, etwa vier Meter hohen Betonstelen auf strengem Raster, die auf das Gräberfeld eines jüdischen Friedhofs anspielen sollen. Unter dem Stelenwald soll ein „Ort der Information“ – im Sinne des Begriffs „Denk-mal“ – entstehen, der tunnelartige Räume für Ausstellungen und Veranstaltungen bietet. Sie sollen nach oben hin, in das Denkmal hinein, durch einzelne Baublöcke, z.B. ein vier Stockwerke hohes Bibliotheksgebäude, fortgesetzt werden. Die Entscheidung des Bundestags löste heftige Diskussionen aus. Zu dieser Diskussion finden sich nachfolgend gegensätzliche Beiträge. Darüber hinaus geht es zum Abschluss um die komplexe Frage, ob und inwiefern Vergangenheitsbewältigung überhaupt möglich sei.

#### „So, nun fühle!“

Der Entwurf von Eisenman, der (...) 2'700 Stelen errichten will, die so eng beieinander stehen, dass man nur vereinzelt zwischen ihnen hindurchgehen kann, ist faszinierend (...). Offensichtlich möchte Eisenman mit der Vereinzelnung beim Gang durch diese Stelenhain etwas vom KZ-Erlebnis erfahrbar machen. Ein Empathiepark (= Park der Einfühlung) soll es sein. Ich halte diese Absicht für verwegen. Was da erfahren wird, kann nie solche Vergleichbarkeit beanspruchen. Und dann müssen wir auch an die ordinären Banalitäten der Realisierung denken. Wenn man nun Bierdosen begegnet und Hundedreck statt sich selbst. (...) Dass diejenigen, die in diesen Stelenpark hineingehen, auch in sich gehen, ist gar nicht gesagt. Ich halte das aber auch für eine Zumutung und für eine Überforderung, wenn der Imperativ in Beton gegossen wird: „So, nun fühle!“ Gefühle lassen sich nicht kommandieren. (...) Das öffentliche Gedenken darf nicht packend sein wollen, es muss diejenige Distanz wahren, die die Nachdenklichkeit fördert. Es sollte nicht wortlos Gefühle, sondern in klaren Worten Verstand ansprechen. Man sollte frei und aufrecht vor ein Mahnmal treten können und nicht hineinkriechen müssen.

Der Stelenhain lässt Gräberfeld und Friedhof assoziieren (...). Das passt nicht gut in die Stadtmitte. Vor allem wissen wir aber doch: Es gibt den Ort nicht, wo sie begraben wurden, also sollten wir ihn auch nicht simulieren.

Der Theologe und Vorsitzende der SPD-Fraktion in der letzten DDR-Volkskammer, Richard Schröder, in: Die Zeit, 21.1.1999, S. 4.

### **Klare Durchblicke und Orientierungen**

In der Kritik am Projekt (...) ist viel die Rede von der abstossenden Monumentalität, ja dem Schrecken dieses Denkmals. Doch monoton und abstossend ist ihr rauer „Hain“ keineswegs. (...). Der enge Abstand zwischen den viertausend Stelen (jeweils knapp ein Meter) ergibt ein Dickicht, aber keinen klaustrophobischen Dschungel, da die planvolle Anlage klare Durchblicke und Orientierungen erlaubt. Ihre Enge ist notwendig – nicht um Angst und Grusel zu erzeugen, sondern um den Rummelplatz zu verhindern und die Besuchermassen aufzulösen. Das Denkmalgelände ist nicht abweisend, sondern nach allen Seiten offen und durchsichtig. Doch es duldet kein Gruppen- oder Massenerlebnis, es erschliesst sich nur dem Einzelnen, der beim Durchwandern des Scheibenfelds auf sich allein gestellt sein wird. Er wird von einem Ozean von Totensteinen, einem Wald voller Erinnerungsmale umgeben sein. Diese begrenzte Grenzenlosigkeit beschwört die Masse der Opfer, das grenzenlose Morden. (...)

Ein solches Erinnerungsfeld, ein begehbare Denkmalpark, bedarf um der Wirkung willen weitläufiger Ausdehnung. In der Berliner Stadtlandschaft wird sich das Mahnmal als einzigartiges, gewiss fremdes und unverwechselbares Monument, als notwendiger Stachel eingegraben. Der Standort in der gespenstischen Umgebung von Hitlers einstiger Reichskanzlei und dem Parteibunker des Mordregimes ist richtig.

Der Kunstkritiker Eduard Beaucamp, zitiert nach: Lahme, R.: Schatten der Vergangenheit. Stuttgart 2000, S. 77.

### **Die Vergangenheit „bewältigen“?**

Je länger wir mit der Vorstellung leben, die Vergangenheit könne und müsse bewältigt werden, desto paradoxer erweist sie sich. Bewältigung im ursprünglichen und eigentlichen Sinn gibt es bei Aufgaben; sie stehen zunächst vor uns, werden dann bearbeitet und sind schliesslich erledigt und bewältigt. Dann sind wir sie los. (...) Es gibt keine Bewältigung. Aber es gibt das bewusste Leben mit dem, was die Vergangenheit gegenwärtig an Fragen und Emotionen auslöst. (...) Wo die Biografie nicht stimmt, stimmen auch das Selbstbewusstsein und das Verhältnis zu den anderen nicht. Was beim Wunsch der jungen Generation, stolz darauf zu sein, deutsch zu sein, stimmt, ist das Bedürfnis nach einer Biografie, die ein stimmiges Selbstbewusstsein und ein stimmiges Verhältnis zu den anderen trägt. Für die junge Generation kann die Vergangenheit des Dritten Reiches und des Holocaust nicht mehr die Gegenwart sein, die sie für meine Generation ist, und wenn die Vergangenheit von ihr nicht abgetan werden soll, muss sie für sie in der Geschichte aufgehoben werden. (...) Die Zukunft der Gegenwart der Vergangenheit ist die Geschichte.

Bernhard Schlink, Professor für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie in Berlin: Auf dem Eis. In: Spiegel special, Nr. 1, 2001, S. 19 ff. (aus: Forum Geschichte 4, 131)

### **Geschichte erinnern: Ist Vergangenheitsbewältigung möglich?**

Die Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen zieht sich als roter Faden durch die deutsche Nachkriegsgeschichte. Historiker haben sie deshalb als die „zweite Geschichte des Nationalsozialismus“ bezeichnet – und sie dauert immer noch an. Dabei sind bislang drei Phasen einer versuchten „Vergangenheitsbewältigung“ zu unterscheiden.

In den unmittelbar auf das Kriegsende folgenden Jahren sahen sich die meisten Deutschen der Kriegsgeneration selbst als Opfer der Jahre 1933 bis 1945: Sie verwiesen dabei auf die vielen Toten – Soldaten und zivile Kriegesopfer –, zerstörte Städte sowie die Opfer von Flucht und Vertreibung. In der konstituierenden Sitzung des Deutschen Bundestags 1949 sprach der Alterspräsident und ehemalige KZ-Häftling Paul Löbe (SPD) deshalb von der „zweifachen Geisselung“ des deutschen Volkes, das sowohl unter der NS-Diktatur als auch unter der militärischen Niederlage schwer gelitten habe. Auch in Ostdeutschland sahen sich viele Deutsche nach 1945 in der Opferrolle, was durch die antifaschistische Ideologie der SED zusätzlich legitimiert wurde. So dominierte in Ost und West gleichermaßen zunächst eine Tendenz zur Verdrängung der Frage nach der persönlichen bzw. kollektiven Mitverantwortung.

tung an den Verbrechen der NS-Diktatur. Inretwegen gab es lange Zeit – in der DDR bis 1989 – starke Widerstände gegen Wiedergutmachungszahlungen an Israel für die etwa 500'000 Überlebenden des Holocaust.

Die zweite Phase begann Ende der 1950er-Jahre, als die erste Generation heranwuchs, die das „Dritte Reich“ nicht mehr selbst erlebt hatte. Aus dieser lebensgeschichtlichen Distanz heraus gab sie sich erstmals mit der Sprachlosigkeit vieler Älterer bei Fragen nach deren Rolle im „Dritten Reich“ nicht mehr zufrieden, zumal Anfang der 1960er-Jahre verschiedene Prozesse gegen KZ-Verantwortliche in einer breiten Öffentlichkeit erschütternde Informationen über das Ausmass der verübten Verbrechen vermittelt hatten. Als schliesslich zwischen 1966 und 1968 die rechtsextreme NPD in sieben Landtage einzog, wuchsen vor allem bei den kritischen Jugendlichen der „Ausserparlamentarischen Opposition“ Befürchtungen, dass auch das eine Folge der mangelnden Aufarbeitung der NS-Vergangenheit in Schulen, Universitäten, Medien und der öffentlichen Meinung insgesamt gewesen sein könnte.

In den 1980er-Jahren vollzog sich dann ein erneuter Generationenwechsel: Zunehmend seltener trafen nun in Gesprächen über das „Dritte Reich“ einsilbige Eltern auf ihre skeptischen Kinder, wie es nach 1968 bis in die 1970er-Jahre hinein oft der Fall gewesen war. Nun redeten Enkel mit ihren Grosseltern über deren Erfahrungen im „Dritten Reich“ und sie taten es immer mehr in dem Bewusstsein, dass diese letzten Zeitzeugen bald nicht mehr leben würden. Mit dem sich damit anbahnenden Abschied von den Zeitgenossen des NS-Systems rückte ein neuer Wendepunkt der deutschen Erinnerungsgeschichte näher, weil die unmittelbare, aus eigenen Erfahrungen gespeiste Erinnerung zusehends zurücktrat gegenüber aufgezeichneten und nur mehr medial vermittelten Zeitzeugen-Interviews. So verwandelte sich das „Dritte Reich“ aus einer „gegenwärtigen“ in eine „reine“ Vergangenheit.

Welche Folgen dieser Generationenwechsel, in dem wir uns noch immer befinden, für die kollektive Erinnerung der Deutschen in der Zukunft haben wird, ist im Augenblick schwer abzuschätzen. Die sich jährlich vergrössernde zeitliche Distanz zur Epoche des Nationalsozialismus lässt einerseits Rufe nach einem „Schlussstrich“ bzw. einer „Rückkehr zur Normalität“ lauter werden. Andererseits wird umgekehrt auf die Notwendigkeit einer umso intensiveren „Vergegenwärtigung des Vergangenen“ durch neue Gedenktage, Gedenkstätten und Mahnmale hingewiesen, die einer befürchteten Wiederholung der Geschichte vorbeugen sollen. Ein Beispiel dafür ist die Debatte um ein neues Holocaust-Mahnmal in Berlin.

(aus: Geschichte und Geschehen, Sekundarstufe II, Klasse 13, S. 155)

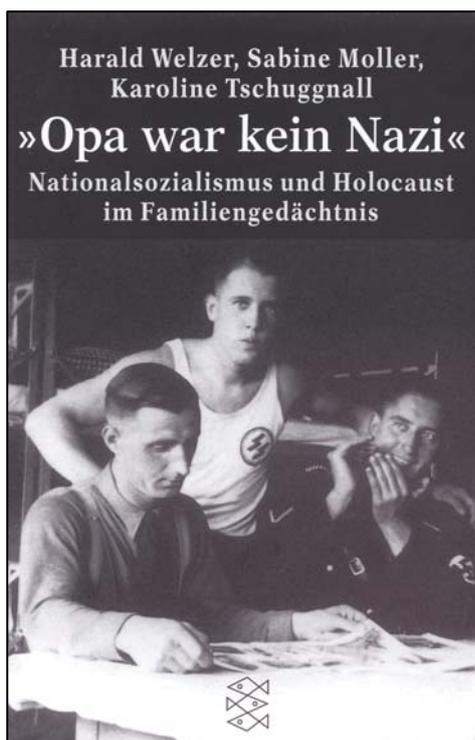
## 52 „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis

**Erinnern und weitergeben**

Haben die Deutschen damals von Konzentrationslagern „nichts gewusst“ – und sich doch „ständig davor gefürchtet“?

Auszug aus: Harald Welzer, Sabine Moller, Karoline Tschuggnall (2002): „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer (TB 15515), S. 195-210.

Erinnerung, so könnte man sagen, ist eben immer das Ereignis und die Erinnerung an seine Erinnerung. Das übrigens unterscheidet kognitive Gedächtnisinhalte von solchen, die emotionale Bedeutung haben: Ein Geschichtsdatum wie 1848, das ohne affektiven Bezug als Jahr der gescheiterten bürgerlichen Revolution in Deutschland gelernt wird, verändert seine Bedeutung beim Abruf nicht; ein Datum wie der 9. November 1989, der Tag der Maueröffnung, wird seine Bedeutung für die Personen, die in dieses Ereignis in irgendeiner Weise emotional involviert waren, beständig verändern – je nach dem Kontext, in dem das Ereignis später betrachtet und erinnert wird. Und an dieser Stelle ist es notwendig, auf den Kontext der Gesprächssituation hinzuweisen, in dem Erinnerungen aktualisiert werden: Auch das Interview und das Familiengespräch sind Erlebnisse für die Beteiligten. Lebensgeschichtliche Ereignisse zu erzählen, ist selbst ein lebensgeschichtliches Ereignis. Es findet zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort unter Beteiligung bestimmter Personen statt – und das alles kann zu einem späteren Zeitpunkt wiederum erinnert und erzählt werden. Wenn es zutrifft, dass Erinnerung immer das Ereignis und die Erinnerung an seine Erinnerung ist, dann sind Interviews und Familiengespräche zum Erleben des Nationalsozialismus und seiner Weitergabe selbst Teil einer interaktiv gelebten Geschichte – und die hat eine Wirkung auf die Art und Weise, wie die Interviewten in Zukunft ihre Geschichten erzählen werden. In diesem Sinn ist kommunikative Tradierung von Geschichte immer eine Form der Verlebendigung von Geschichte, die in diesem Prozess nie bleibt, wie sie war. (204) Das Grundaxiom einer interaktionistischen Sozialpsychologie besteht darin, dass man so spricht, wie man erwartet, dass der andere erwartet, wie man sprechen wird – jedes Sprechen muss den anderen also antizipierend schon enthalten. (197)



Zu all dem gehört, dass immanent völlig widersprüchliche, ihre eigene Widerlegung gleich miterzählende Geschichten, im Gespräch offenbar als durchaus plausibel empfunden werden können. Das über unser Material hinaus bekannte Beispiel ist, dass man nichts von Lagern gewusst hat, aber ständig davon bedroht war, „ins KZ zu kommen“. Wir finden kontraevidente Geschichten, in denen am Beispiel von Fotos über Erschiessungen berichtet und im gleichen Atemzug betont wird, dass man so was nie hätte erzählen dürfen, weil man dann sofort erschossen worden wäre, oder solche, in denen zugleich erzählt wird, dass man einer Vergewaltigung durch Russen entging, weil Kinder anwesend waren und dass Russen auf nichts Rücksicht nehmen, wenn sie vergewaltigen wollen, nicht einmal auf Kinder.

Es wäre völlig verfehlt, anzunehmen, einem selbst würden solche kontraevidenten Geschichten weder in der Rolle des Zuhörers noch in der des Erzählers jemals durchgehen: Es ist nicht zuletzt die wahrheitsverbürgende Situation des Familiengesprächs selbst, die logische Widersprüche und sogar hanebüchenen Un-

sinn wie selbstverständlich plausibel erscheinen lässt. Diese wahrheitsverbürgende Kraft des unmittelbaren Zeugnisses geht sogar, wie man an den Reaktionen der Interviewerinnen und Interviewer ebenso sehen kann wie an den allfälligen medialen Zeitzeugenauftritten, auch weit über den Rahmen von Familiengesprächen hinaus. Sobald ein Zeitzeuge von seinen Erlebnissen berichtet, scheint er mit einem Authentizitätsvorteil ausgestattet zu sein, der diejenigen, die so etwas nicht erlebt haben, tendenziell in ein defensives und affirmatives Mitdenken und Mitfühlen zwingt, das kritische Nachfragen als undenkbar, mindestens aber als unpassend erscheinen lässt.

Bei all diesen Phänomenen spielt eine entscheidende Rolle, dass wir es in unseren Gesprächen mit emotional bedeutsamen Situationen zu tun haben – und emotionale Einbezogenheit erzeugt, wie gesagt, eine andere Ausgangsbedingung für das, was wahrgenommen, eingespeichert, aufbewahrt und abgerufen wird. Emotionale Erinnerungs- und Weitergabeprozesse sind etwas anderes als das Lernen von Fakten und das Verfügen über Wissen – und deshalb stellen kommunikativ tradierte Gewissheiten und kognitiv repräsentiertes Wissen unterschiedliche Bereiche des Geschichtsbewusstseins dar. Diese können, wie unsere Gespräche zeigen, völlig unverbunden nebeneinander existieren; sie können aber auch, wie die kumulative Heroisierung und Viktimisierung zeigt, Verbindungen eingehen, mit denen kein Geschichtsdidaktiker jemals gerechnet hätte.

Die vorliegende Untersuchung zeigt, dass in deutschen Familien ein Bewusstsein über die nationalsozialistische Vergangenheit tradiert wird, in dem die Vernichtung der europäischen Juden nur als beiläufig thematisiertes Nebenereignis vorkommt, und zwar in Beispielen, die zeitlich nur bis zur „Reichskristallnacht“ und zur allenthalben konstatierten „Ausreise“ von jüdischen Mitschülerinnen und Mitschülern und ihren Familien reichen, nicht aber bis zur Enteignung, Deportation und Vernichtung. „Juden“ treten in den Gesprächen erst als Zurückgekehrte wieder auf, und dann in der Regel als Kronzeugen dafür, dass man selbst oder der Verwandte immer korrekt und hilfsbereit gewesen war. Der Holocaust selbst existiert in unseren Interviews und Familiengesprächen meist nur auf Nachfrage – er hat seinen Ort in dem kognitiven Universum dessen, was man über die Geschichte weiss, nicht in Familiengeschichten.

Mit anderen Worten: Der Holocaust hat keinen systematischen Platz im deutschen Familiengedächtnis, das, so unsere These, die primäre Quelle für das Geschichtsbewusstsein ist. Sein Narrativ entspringt einer externen Quelle, gebildet aus Geschichtsunterricht, Gedenkstättenarbeit, Dokumentationen und Spielfilmen. Ein solcherart vermitteltes Wissen ist aber etwas anderes als die selbstverständliche Gewissheit, die man als Mitglied einer Erinnerungsgemeinschaft über deren eigene Vergangenheit hat. Und dazu lässt sich abschliessend nochmals auf den Befund hinweisen, dass das Familiengedächtnis in der Kontinuität seiner Vergegenwärtigung besteht; die nationalsozialistische Vergangenheit unterliegt mithin einem permanenten Prozess der erinnernden Verlebendigung. Dass dem Holocaust und damit seinen Opfern dieses Privileg nicht zukommt, liegt in ihm selbst begründet – die Vergangenheit der vernichteten jüdischen Deutschen kommt in nichtjüdischen deutschen Familien lediglich als Geschichte ihres Verschwindens vor, nicht einmal als Geschichte der Toten, geschweige denn als lebendige Geschichte. (208-210)

## 53 Hier und jetzt: Handeln statt schweigen!

Reagieren, wenn antisemitische Witze erzählt werden? Dagegenhalten, wenn Menschen allein auf Grund ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Ethnie pauschal verurteilt werden? Protestieren und Anzeige erstatten, wenn der millionenfache Mord an Juden geleugnet wird? Ausweichen?

Ich weiss  
dass ich oft oder meistens  
ausweichen will

Ich weiss auch  
dass das verständlich ist  
denn ich will leben

Aber ich weiss nicht mehr  
ob man leben bleibt  
wenn man ausweicht

Erich Fried